



# Feierabend



## Der Mensch darf keine Flügel haben!

Von R. Schildtröt.

Eine lärmende Menge überflutete den Platz vor der Alexandrowstaja-Kathedrale. Am Fuße des Glodenturmes stand Lupa-tows Knecht Nikischla, der Ausflügler.

Der Schredliche hatte erfahren, daß Lupa-tows Knecht Flügel erfunden hat'e, mit denen man fliegen könne, und wollte sich und die englischen Gäste mit einer noch nie dagewesenen und bis heute unbekanntem Schau ergötzen.

Die vielstimmige Menge verstummte plötzlich und entblöhte das Haupt. Von weitem, von der Straßenecke, verkündete die Hände wie ein Sprachrohr vor dem Munde haltend, ein berittener Strelize das Herannahen des Zaren.

Nikischla wurde unruhig, beugte sich schnell über die Flügel, brachte sie — Gott weiß warum — auf einen anderen Platz.

Seine Augen fielen tief ein und wurden ganz dunkel. Mit einer entschlossenen Gebärde ergriff er die Flügel.

Und, als ob er Verfolgungen befürchtete, eilte er auf den Glodenturm.

Auf dem Wege jagte das Sechsgespänn des Zaren heran. Davor und an den Seiten sprengten berittene Opritschniki. (Leibwache des Zaren.)

Der Zarenschlitten fuhr an das Zelt heran. Maljuta und Bagmanow warfen sich nach vorn, halfen dem Zaren heraus.

Sich in den Hüften wiegend, bestieg Iwan ohne Eile die ächzenden, mit Pelz bedeckten Stufen, ließ sich schwer in den Sessel nieder, brummte unzufrieden, nach Wasem-sch schielend:

„Wo steckt die Zarin?“

Der Opritschnik beschirmte die Augen mit der Hand und blickte in die Ferne:

„Da sind sie schon!“

Auf dem Wege, hoch zu Ross, sprengte die Temrjukowna daher. Hinter ihr auf schäumenden Pferden mit Mühe und Not das Gefolge.

Die Zarin ritt mit Hauchgen und Pfeifen in die nach allen Seiten erschreckt auseinanderstiebende Menge hinein. Der Schredliche lächelte gutmütig, drohte in die Ferne: „Hebe, das Kindlein, wie es die Leutchen zerstampft.“

Temrjukowna sprang noch im Reiten ab, nahm in wenigen Sätzen die Treppe zum Gerüst, ließ sich laut neben dem Gemahl in

den Sessel nieder, schlug den Pelz auseinander.

Hoch hoben sich die Brüste, die mit Gold und Perlen besetzte Broschüre eng spannen. Zwischen den halbgeöffneten Lippen blühten raubtierartig die kräftigen Zahnräder.

Iwan gab das Zeichen. Im selben Augenblick steckte Nikischla den Kopf in das Flügelgerüst.

Die Engländer lächelten ungläubig hinter dem Rücken des Zaren, wandten aber nicht den Blick vom Glodenturm. Sturz vor Beginn des Fluges sagte einer von ihnen etwas zum Dolmetscher; die übrigen stimmten ihm eifrig zu.

Der Dolmetscher kroch auf den Knien zum Zaren:

„Die Fremdgläubigen bitten dich kniefällig.“

Iwan brauste auf: „Ist ihnen die Schau etwa kein Vergnügen?!!“

„Sie bitten dich kniefällig. Sie können nicht eines Menschen Tod mit ansehen.“

Iwan antwortete nicht, stieß nur bestig mit seinem Stab an die Schulter des Dolmetschers.

Nikischla umkreiste den kleinen Platz am Fuße des Kreuzes, schaute nach unten, maß mit den Augen die Entfernung.

Reckte sich stolz empor, blickte auf die verstummte Menge von oben herab, kletterte auf den Querbalken des Kreuzes.

„Her-rr-rtig!!!“

Die Flügel mächtig ausbreitend, schrie er: „Lo-ooo-oo!!!“

Sprang — hüpfte nach oben, blieb für einige Augenblicke in der Luft hängen.

Ein wilder Schrei durchschnitt das Feld, der panische Schrecken strich wie ein Eisband über die Herzen der Menge.

Hoch in der Luft, wie ein noch nie gesehener gigantischer Vogel mit dem Kopf eines Menschen, schwebte, sich im Gleitflug senkend, Nikischla.

Als erste erholten sich die Engländer. Einander überholend, liefen sie dem Knecht entgegen. Der Zar verfolgte gespannt mit zusammengezogenen Brauen den Flug. Als die Fremdlinge bei ihm vorbeiliefen, blinzelte er vernünftig: Maljuta zu.

„Das möchte ich in einem fremdgläubigen Bande gesehen haben!“

Nikischla ließ sich strahlend auf die Erde nieder.

Die Menge atmete erleichtert auf. Iwan erhob sich von seinem Sessel, warf sich in die Brust:

„Die Fremdgläubigen sollen noch lange an den Moskauer Zaren denken!“

Plötzlich lief über sein Gesicht ein finsterner Schatten und seine Augen begannen wild zu rollen. Er riß die Rüste vom Kopf und bekreuzigte sich hastig:

„Das ist kein Gotteswerk! — Kein Werk Gottes!“

Und schon fühlend, wie ihm der Zugrimm zum Halse stieg, lachte er noch einmal böse ab:

„Nicht Gottes! — Kein Gotteswerk!“

Schwenkte den Stab, jagte ihn tief in das Holz des Gerüsts, sprang auf, streckte die zitternde Hand in die Luft.

Maljuta warf sich mit zwei Strelitzen in die Menschenmenge, ergriff Nikischla, schleppte ihn zu den Füßen Iwans.

Der Schredliche bobrte seinen irrenden trüben Blick in das Gesicht des Ausflüglers. Streckte den Hals aus, der Steil des Bartes juckte hin und her, blaurote Sehnen schwoollen an und quollen wieder auseinander auf seinem schwarz gewordenen Gesicht.

„Sie dir das Kreuz an!“

Drehte sich selber nach der Kathedrale, schlug mit der Faust an die Brust:

„Der Mensch — ist kein Vogel! — Darf keine Flügel haben!!!“

Stampfte ganz außer sich mit dem Fuß, schrie die Worte heiser und sinnlos heraus, Nikischla mit sprühendem Speichel bedeckend: „Nicht haben! — Keine Flügel haben!“

Die erstarrten Pupillen trafen sich erschreckend in Maljuta ein.

Der Schredliche befahl, den Rücken langsam straffend, mit erdarker Stimme:

„Köpft ihn!!!“

Die Engländer erfuhrten durch den Dolmetsch den Spruch des Zaren und redeten aufgeregt miteinander. Einer von ihnen hob die Flügel auf und trat an Iwan heran.

Die verstummte Menge wich zurück und ließ den von der Wache umgebenen Nikischla hindurch.

Der Engländer blickte zuerst einschmeichelnd in das Gesicht des Zaren, dann auf die Flügel und bat durch den Dolmetscher:

„Verkauft uns dieses Spielzeug!“  
 „Das würde euch gerade passen, euch,  
 Feinden Christi!!!“  
 Entriß seinen Händen die Flügel, warf  
 sie unter die Füße Blasphemys.  
 „Diese Flügel, vom Satan erbaut, sind  
 noch morgen nach einem feierlichen Gottes-  
 dienst durch Flammen zu vernichten!!!“

### Der Ruf der Fabrik.

Von Henni Lehmann.

Wie wir morgenfrüh bergabwärts schreiten,  
 Dammt den Blick der freie Klang der Welt,  
 Grüne Tale, die sich wellig weiten,  
 Von der sanften Höhen Kranz umstellt.  
 Fernher wehen langgezogene Töne  
 Schwingend über frischgepflügtes Feld.  
 Wachsen aufwärts in die Morgensöhne,  
 Quellen aus dem schwarzberuhten Schlot,  
 Die Sirene ruft der Arbeit Söhne:  
 „Eilet, schafft! Schaffet Brot, schafft Brot!“  
 Drinnen lauern dunkel die Maschinen,  
 In den Oefen glüht Flammenrot.  
 Die Sirene ruft? „Bediene, diene!“  
 Und die Männer spannen weit den Schritt,  
 Doch es spielt um die durchfurchten Mienen.  
 Leichter Schimmer, der dem Leuz entglitt,  
 Und es ist, als ginge er mit jenen  
 In die Höhe, in die Werkstatt mit.  
 Gold'ne Sonnenstrahlen droben dehnen  
 Weit das Blau, bis ganz der Himmel offen,  
 Im Verhallen tönen die Sirenen:  
 „Arbeit — Frühling — Hoffen — Hoffen —  
 Hoffen.“

### Das Geheimnis meiner Komik.

Von Charlie Chaplin.

„Ich fühle mich niemals wohl und suche  
 mich zu entziehen, wenn irgendwem Leute ver-  
 langen, daß ich ihnen das Geheimnis erkläre,  
 mit dem ich mein Publikum zum Lachen bringe.  
 In meiner Komik gibt es nichts Mysteriöses.  
 Zufällig weiß ich ein paar simple Wahrheiten  
 über den Charakter des Menschen und bediene  
 mich ihrer in meinem Meier. Und schließlich,  
 wenn alles gesagt und getan ist, liegt jedem Er-  
 folg nichts als eine Kenntnis der menschlichen  
 Natur zugrunde, ob man jetzt Kaufmann, Hote-  
 lier, Verleger oder Schauspieler ist.“

Der Umstand, an den ich mich mehr halte  
 als an irgend einen anderen, besteht darin, das  
 Publikum vor jemanden hinzustellen, der sich in  
 einer mißlichen Situation befindet.

Die komischen Filme haben unmittelbaren  
 Erfolg gehabt, weil sie zum großen Teil Polizi-  
 sten darstellen, die in ein Kanalloch fallen, über  
 einen Kalkübel stolpern und allen Arten von  
 Placererien unterworfen sind. Eben Leute, die  
 die Würde der Macht repräsentieren, und von  
 ihr oft sehr eingenommen sind, die man lächer-  
 lich macht und die man verspottet; der Anblick  
 ihrer Abenteuer reizt doppelt so stark zum La-  
 chen, als wenn es sich um einfache Bürger han-  
 deln würde, denen dieselben Dummheiten wider-  
 fahren.

Drolliger noch ist die vernickte Person, wenn  
 sie nicht zugeben will, daß ihr etwas Unher-  
 gewöhnliches zustoßt, und die sich in den Kopf  
 setzt, ihre Würde zu behalten. Das beste Bei-  
 spiel ist der betrunkene Mann, der sich schon  
 durch Sprache und Gang verrät, uns aber  
 würdevoll überzeugen will, daß er nüchtern sei.  
 Er ist viel komischer als der unverhohlen freu-  
 dige Mensch, der geradewegs seine Besoffenheit  
 zeigt und sich darum schert, ob man's merkt.

Deshalb benutzen alle meine Filme auf der  
 Idee, mir Verlegenheiten zu schaffen; diese lie-  
 fern mir Gelegenheiten, vorzweifelnd erst in mei-  
 nem Versuch zu sein, als sehr normaler  
 Gentleman zu erscheinen. Deshalb geht, in wel-  
 cher schlimmen Lage ich auch bin, mein ganzes  
 Bemühen darauf aus, sofort meinen Stod zu er-  
 wischen, meine Melone zurechtzusetzen und meine  
 Krautwatte zu richten, selbst wenn ich gerade auf  
 den Kopf gefallen bin.

Dabei zwingt ich mich, immer meine Mittel  
 zu rationalisieren. Ich meine damit, daß, wenn  
 ein Ereignis zwei Lacherfolge für sich hervorrufen  
 kann, das mehr wert ist als zwei verschiedene  
 Ursachen. Im „Chaplin als Sträfling“ gelingt  
 es mir; ich sitze mit einem jungen Mädchen auf  
 einem Ballon und esse Eis. Eine Etage tiefer  
 sehe ich eine dicke, respectable, gut gekleidete  
 Dame. Ich lasse, während ich das Eis verzehre,  
 einen Löffel voll fallen, es glitst mir durch die  
 Nase, über den Ballon und fällt dann in den  
 Rosen der Dame. Das erste Lachen ist durch  
 meine eigene Verwirrung erzeugt; das zweite  
 viel stärkere, verursacht das Eintreffen des Eises  
 auf dem Nacken der Dame, die brüllend zu sprin-  
 gen anfängt. Ein einziges Motiv, aber es hat  
 gleich zwei Personen in Verlegenheit gebracht  
 und zwei Lachsalben ausgelöst.

So einfach das scheinen mag, es wird damit  
 auf zwei Elemente der menschlichen Natur ge-  
 zielt; eines ist das Vergnügen des Publikums,  
 Reichtum und Luxus in Not zu sehen; der  
 andere: die Tendenz des Publikums, die gleichen  
 Gefühle zu empfinden, wie der Darsteller auf  
 der Bühne oder Leinwand. Das Volk ist im all-  
 gemeinen zufrieden, wenn es im Schauspiel  
 sieht, daß die reichen Leute das schlechteste Teil  
 abkriegen. Das kommt davon, daß neun Zehntel  
 aller Menschen arm und innerlich auf den Reich-  
 tum des anderen Zehntels eifersüchtig sind.  
 Hätte ich dagegen das Eis in den Nacken einer  
 armen Wäscherin fallen lassen, so hätte das an  
 Stelle des Lachens Sympathie für die Frau her-  
 vorggerufen. Eis in den Nacken eines Reichen  
 fallen lassen, ist im Geist des Publikums gerade  
 das, was er verdient.

Viele haben mich gefragt, woher ich die  
 Idee zu „meinem“ Genre genommen habe. Nun  
 — ich kann nur sagen, daß es eine Synthese  
 von allen Engländern ist, die ich während mei-  
 nes Aufenthaltes in London gesehen habe. Erst  
 nach langem Überlegen, nachdem ich mich an  
 die vielen Engländer erinnert hatte, die ich ge-  
 sehen, mit ihren kleinen schwarzen Schnurrä-  
 ren, ihren Bambusstöcken und ihren anklebenden  
 Kleidern, entschloß ich mich, sie als Modell zu  
 nehmen. Die Idee des Stodes ist vielleicht mein  
 glücklichster Fund. Denn der Stod hat mich am  
 schnellsten bekannt gemacht; und andererseits  
 habe ich seine Anwendung soweit entwickelt, bis  
 er einen komischen Charakter für sich bekommen  
 hat.

Ich habe, glaube ich, mir anfangs nicht völ-  
 lig darüber Rechenschaft geben können, wie sehr  
 man kann sagen bei Millionen, der Stod einen  
 Menschen als „Dandy“ etikettieren kann; ich  
 mache, wenn ich mit meinem kleinen Stod und  
 meinem ernsthaften Gesicht in der Szene  
 wackelt, den Eindruck eines, der würdevoll sein  
 will; auch das ist meine Absicht.“

(Aus der „Literar. Welt“, Berlin.)

### Aus dem Grausamkeitskabinett der Natur.

Fliegen als Krötenvertilger.

Einige Fliegenarten sind durch ihre For-  
 pflanzungsweise besonders interessant. Es legen  
 nämlich ihre Eier in die Körperhöhlen lebender  
 Tiere ab. Mit Vorliebe benutzen sie dafür auch  
 offene Wunden oder Geschwüre und können da-

durch auch gelegentlich dem Menschen gefahr-  
 lich werden. Zu dieser Gruppe gehören auch die  
 Gold- oder Schillerfliegen (Lucilla), die außer-  
 ordentlich häufig und jedem schon durch ihre  
 prächtige bläuliche oder goldgrün schillernde Flü-  
 gelfärbung aufgefallen sind. Diese Fliegen be-  
 sitzen die merkwürdige Gewohnheit, ihre Eier  
 regelmäßig in die — Nasenlöcher der Kröten  
 abzulegen. Die Larven, die bald ausschlüpfen,  
 bohren sich förmlich in den Krötenleib ein und  
 zerfressen sie buchstäblich bei lebendigem Leibe.  
 Sie greifen selbst die Augen an und fressen sich  
 bis zu den Knochen durch. In der warmen Jah-  
 reszeit kann man dann häufig Kröten finden,  
 deren Kopfteil beinahe vollständig zerstört ist.  
 Auffällig bleibt auf den ersten Blick daß sie das  
 Gehirn ihrer Opfer schonen. Das ist aber nichts  
 anderes als „Selbstmord“ der Eindringlinge,  
 denn würden sie das Gehirn gleich angreifen, so  
 müßten sie die Rechnung bitter bezahlen, denn  
 mit dem vorzeitigen Tod der Kröte wäre ja  
 auch ihr Schicksal besiegelt.

Ähnliche Fälle finden wir übrigens auch  
 bei anderen Insektenlarven. Die Schnecken-  
 larven fressen gleichfalls die lebenden Schmet-  
 terlingsraupen fein säublich von innen her  
 bei lebendigem Leibe auf — aber sie verschonen  
 lebenswichtige Organe (Nervensystem usw.), so  
 daß der Tisch möglichst lang gedeckt bleibt. Sind  
 die Fliegenlarven erwachsen, dann bohren sie sich  
 aus der Kröte heraus und verpuppen sich in der  
 Erde. Das Wirkstier geht natürlich bald zu-  
 grunde. Die Fliege hat also die Kröte — und  
 nicht umgekehrt — vertilgt. Oftmals werden  
 auch Frösche von diesen Fliegenlarven befallen.  
 Es scheint sich aber dabei um eine Art „Infek-  
 tion“ zu handeln, und zwar beim Fraß eiertra-  
 gender Fliegen. Auch dem Frosch ergeht es nicht  
 anders als der Kröte, auch er wird unbar-  
 herzig durchsiebt und durchlöchert. Vor einiger  
 Zeit wurde übrigens berichtet, daß auf diese  
 Weise in der Umgebung von Leningrad beinahe  
 alle Grasfrösche ausgerottet wurden. E. S.

### Zu der Ueberflutwemmung des Mississippi.

Von Karl Zwain.

Nach der gewaltigen Naturkatastro-  
 phe im südlichen Nordamerika, der Ueber-  
 flutwemmung des Mississippi, wird es den  
 Leser interessieren, wie der berühmte ame-  
 rikanische Dichter schon vor Jahrzehnten  
 in seinem Buche: „Auf dem Mississippi“  
 den Bau von Dämmen und Steinmauern  
 als Stückwerk gegen die wuchtige Gewalt  
 des Stromes Mississippi bezeichnete.

Die Militäringenieure der Kommission  
 haben die Arbeit übernommen, den Mississippi  
 umzumachen und zur Ordnung zu bringen; eine  
 Aufgabe, die fast so groß und erhaben ist, wie  
 das Werk, ihn ursprünglich zu erschaffen. Man  
 legt Fangdämme an, um die Strömung abzu-  
 lenken, errichtet Deiche, welche sie in engere  
 Grenzen einzwängen, und noch andere Deiche,  
 um den Fluß im neuen Bette festzuhalten. Un-  
 zählige Weisen am Mississippi entlang werden die  
 Wälder umgehauen; man will die Ufer in einer  
 Breite von fünfzig Metern völlig kahl scharren,  
 um sie dann, wie ein schräges Hausdach bis zum  
 Tiefwassermark herunter abzutragen und mit  
 Steinen zu belegen. Andere, der Ueberflutwem-  
 mung ausgehete Strecken schütze man wiederum  
 durch eingerammte Pfähle.

Wer aber den Mississippi kennt, wird sich  
 gleich sagen — nicht laut, aber leise —, daß  
 10.000 Strombaukommissionen, und wenn ihnen  
 sämtliche Goldminen der Erde zur Verfügung  
 ständen, den eigentlichen Strom nicht zähmen  
 werden. Er läßt sich nicht Gewalt antun und

einengen; man kann ihm nicht befehlen: fliehe hier, fliehe dort, und ihn zum Gehorsam zwingen. Ein Uferland, das er fortschwemmen will, vermag niemand zu retten, jedes Hindernis, das seinen Lauf hemmen soll, reißt er nieder, oder springt darüber hinweg und spottet des ohnmächtigen Versuchs.

Doch darf man dergleichen nicht unbedingt behaupten, ein verständiger Mann behält seine Meinung für sich gegenüber der höheren Weisheit der Herren Ingenieure von der Militärakademie, die an Gelehrsamkeit nirgends ihresgleichen haben. Wenn sie glauben, daß sie den Strom bemessen können, so tut der Laie am besten, zu schweigen und abzuwarten.

Ich sprach darüber mit „Onkel“ Munford (so wurde der zweite Offizier an Bord allgemein genannt) und will hier seine Ansicht genau wiedergeben.

„Zeit 30 Jahren,“ sagte Onkel Munford, „bin ich Schiffsmaat und habe den Strom beobachtet und studiert. Meint Ihr, ich hätte mehr davon auf der Militärakademie gelernt? Aus all den Büchern und Lehrstunden in West-Point kann man in vier Jahren mancherlei lernen, das geb' ich zu — aber den Strom — bah, wer das glaubt!“

Ja, wenn's so ein kleiner europäischer Fluß wäre, mit seinem festen Grund und klarem Wasser, das gab' einen Sonntagspaß für die Kommission, den einzudämmen, hierhin und dorthin zu leiten und ihn so gefügig zu machen, daß er blindlings alles täte, was man von ihm verlangt. Aber mit unserem Mississippi ist das ein ander Ding. Die Leute haben ihre Arbeit in der besten Meinung und mit großer Zuversicht angefangen, aber sie bringen's nicht fertig, verlastet euch drauf. Seht einmal näher, wie sie's machen.

An der Teufelsinsel im oberen Fluß z. B., da soll das Wasser links herum fließen, statt rechts. Sie errichteten eine Steinmauer und wollten es zwingen. Aber was lehrte sich mein Fluß an eine Mauer! Als sie fertig war, brach er mitten hindurch. Sie können's ja noch einmal versuchen, vielleicht gelingt's dann besser. — An unteren Fluß schlagen sie Spundwände, um die Ufer zu schützen und das Wasser abzulenken. Was hilft's? — Er sackt nicht lange und reißt das Land an einer anderen Stelle mit fort. Will man etwa die Ufer des ganzen Flußlaufes mit Pfählen bestücken? — Meiner Treu, da täte man besser, man kaufte sich Grund und Boden und machte einen ganz neuen Mississippi — das käme viel billiger zu stehen.“

schwere Arbeit habe und einen Wochenlohn von einundzwanzig Dollars erhalte.

„Bist du müde?“ — erkundigte ich mich.

„Ich bin müde“ — antwortete er.

Und auch er richtet an mich verschiedene Fragen. Woher ich sei? Was ich treibe? Wo ich zu arbeiten gedente?

Jählings durchbricht die Sonne glühendrot und siegreich den dichten, schwarzen Rauch. Keim, nicht die Sonne, sondern die Buchstaben. McNeill's and Libby Co. durchbrechen die Schwärze und lodern gleichsam in der Dämmerung. Die in den Himmel ragenden Schloten speien nicht mehr Rauch, sondern Feuer, die Lampen sind entbrannt und ihr Schein wird vom Spiegel des Monongahela zurückgeworfen.

Der Burjche erzählt weiter und fragt weiter. Aus seinen Worten erhebt die Trostlosigkeit des Arbeiterlebens, die rastlose und unendliche Arbeit, der Kampf ums tägliche Brot, der jede in die Ferne gerichtete Bestrebung erdroffelt, jede Sehnsucht nach Höherem niederschlägt, den arbeitenden Menschen immer wieder auf das Niveau des Zugviehs zurückstößt.

Doch bleibt der Mensch auch hier, in der schwarzen Stadt, Mensch.

Der Burjche wurde nicht müde, sich für mein Leben zu interessieren. Er hörte, daß ich ein Fremder sei und fragte mich, wann ich in die Stadt gekommen bin; ich mußte ihm erzählen, daß ich mir morgen Arbeit suchen wolte und in Pittsburgh noch keinen Menschen kenne.

Der Burjche erhob sich.

„Ich muß zurück“ — sprach er. — „Wir haben wenig Zeit zum Ausruhen und die Arbeit dauert bis sechs Uhr morgens.“ — Er griff in die Tasche, zog mit langsamem Gebärde einen Dollar hervor und reichte ihn mir.

„Hier hast du, nimm, du brauchst sicher Geld.“

Ich erklärte ihm, daß ich augenblicklich nicht in Not sei, doch beharrte er darauf, daß ich von ihm den Dollar nehmen müsse.

Da ich mich noch immer weigerte, sagte er: „Du wirst ihn zurückgeben, wenn nicht mir, so einem anderen.“

Die Schloten speien Rauch, die Luft dampft Qualm. Es ist schon ganz dunkel, die Stadt ist schwarz, aber in der schwarzen Stadt strahlen die Arbeiterherzen.

### Das Haus aus Wasser.

Von Peter Hofegger.

Lehrer: Wer weiß mir zu sagen, wie man aus Wasser Häuser baut?

Der Reichhüterbub: Ja, Herr Lehrer. Ich lasse das Wasser frieren, daß es steinhartes Eis wird, dann zerschneide ich es in Stücke und baue das Haus.

Der Müllerbub: Oh je, wenn der Sommer kommt!

Lehrer: Na also, wie würdest du aus Wasser Häuser bauen?

Der Müllerbub: Ja, ich gehe her, leite das Wasser aufs Mähkrad und mahle so lange, bis ich reich bin. Dann baue ich mir das Haus.

Der Wirtsbub: Si, hi, das ist ja nicht vom Wasser!

Lehrer: Nun, wie würdest du es machen?

Der Wirtsbub: Ich? Si, hi, ich gieß das Wasser zum Wein und verkauf's. Und dann bau ich mir ein schönes Haus.

Lehrer: So, na dann will ich euch sagen, wie ich mir aus Wasser ein Haus bauen will. Ich trinke statt Wein immer nur Wasser, und mit dem Ersparnen baue ich mir das Haus.

## Pittsburgh, die schwarze Stadt.

Von John Lassen.

Mit besonderer Erlaubnis des Freidenker-Verlages, Leipzig, dem Buche „Das andere Amerika“, von John Lassen, entnommen.

Es ist Samstag Abend. Ich steige aus dem Zug und werde vom Strom der Stadt mitgerissen. Pittsburgh. Es liegt vor mir, und nun vermag ich bereits zu verstehen, was dieses bedeutet: Pittsburgh, die schwarze Stadt.

Die schwarze Stadt.

Ich betrachte die Leute. Es ist Samstag; ein Teil kommt gerade aus den Fabriken und verunstaltet das Antlitz der Stadt. Müde Proleten in der schwarzen Stadt. Die Leute sind schwarz. Ruß liegt auf den Gesichtern, ihre Gewänder sind ruhig, und aus ruhigen Gesichtern starren müde Augen. Die Leute kommen aus der Arbeit. Aber der Rauch der Fabriken steigt noch immer empor. Hohe, schlanke Schloten ragen in den Himmel und verdecken gleich den feuerpeinenden Bergen den Horizont. Die schwarzen Wolken hängen über der schwarzen Stadt, geräuben über der Stadt und rieseln in kleinen Staubförmern auf die Erde zurück.

Ich gehe die Straße entlang. Die Erde knirscht unter meinen Füßen, Kohlenabfälle bedecken die Erde. Sie knirscht, sie zischelt: die schwarze Erde der schwarzen Stadt. Wenn Weg führt über die Monongahela-Brücke, ich halte mich am Geländer fest, die Hand wird schwarz. Der Kohlenstaub legt sich einem auf die Rüster, die Hände, aufs Haar. Überall Kohle, Kohle, Kohle. Die Stadt ist schwarz.

Das Bad der Armen. In langen Reihen warten die Leute, die schwarzen Leute, um sich für zehn Cents Sauberkeit zu kaufen, denn es ist Samstag und in der schwarzen Stadt wollen die Menschen rein sein. Doch hat der große Schmutz bereits alles und alle eingehüllt, sich eingezogen in die Person, in die Augen, in die Ohren; schwarz sind die Leute, die ins Bad gehen, und alles ist vergedlich. Sie bleiben auch nachher schwarz, die Leute der schwarzen Stadt.

an der Seite des Berges windet sich eine Straße. Am Berghang klebt hier und dort und dort eine Hütte, über die schwarze Stadt wölbt sich schwarz der Berg, und auf dem schwarzen Berg kriecht immer höher und höher ein langer Zug. Aus der Ferne mutet er in der großen Schwärze wie ein langer weißer Streifen an. Im Bergempor steigen die Weißkuppen, steigt eine Truppe des Ku Klux Klan. Heute Nacht wird jemand ausgepißt werden, heute Nacht wird in der Finsternis das Kreuz leuchten. So strebt die weiße Schar durch die schwarze Stadt, doch ist auch die weiße Schar schwarz; schwarz der Gedanke, schwarz das Gefühl, die die weiße Schar führen.

In der ängeren Stadt gehen alle Leute gekrümmt und in schmutzigem Arbeitsgewand, auf dem Antlitz Traurigkeit: das Gesicht von Müdigkeit verzerrt. Denn die Arbeit hier ist hart, ermüdend.

Die Straßen schrumpfen zusammen. Noch ist es nicht Abend, doch fällt es nunmehr schwer, die Gesichtszüge zu unterscheiden, denn in die engen Gäßchen dringt kein Sonnenschein: in den Arbeiterstraßen der schwarzen Stadt herrscht ewige Schattendunkelheit.

Ich gehe hinaus ans Ufer des Monongahela, setze mich auf den Damm und betrachte die in Finsternis versinkende Stadt. Nun ist es bereits, als hätte sich die Stadt völlig in die große Wolke gehüllt, die Häuser schwinden im Qualm dahin, und die Sonne kriecht langsam den Horizont hinab. Hinter mir speien vier hohe Fabrik-schloten Rauch, eine Lokomotive stößt pfeifend dicken Qualm aus.

Unvermittelt sitzt ein Burjche an meiner Seite. Er ist ganz schwarz, trägt ein zerlumptes Gewand, an seinen Händen ist die schwarze Schicht verhärtet, auf seinem Gesicht liegt die der Kohlenstaub. Ich frage ihn:

„Wo arbeitest du?“

„Hier in der Fabrik!“ — lautet die Antwort.

Dann plaudern wir lange. Er berichtet mir, daß er täglich zehn Stunden schufte, eine

Über die Stadt türmt sich ein Berg, und mir, daß er täglich zehn Stunden schufte, eine

### Wie der Beruf spricht.

Mit welch drastischem Humor wird doch der Deutsche in seiner bildreichen Sprache von Berufs wegen vom Leben zum Tode gebracht! Der Bergmann fährt in die Grube, der Lustschiffer gen Himmel, der Seemann läuft in den Hafen der ewigen Ruhe ein, der Ringlämpfer und die Waschfrau haben ausgegungen, der Schlosser hat sein Dasein beschlossen, der Soldat marschiert zur großen Armee, der Jäger siedelt zu die ewigen Jagdgründe über, der Strompfeifer sodt ad, der Totengräber, der anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein, der Bischof segnet das Heilige, der Dichter gibt seinen Geist auf, der Jurist tritt vor seinen Richter, der Gärtner beißt ins Gras, der Schaffner liegt in seinen letzten Zügen, dem Uhrmacher hat die letzte Stunde geschlagen, dem Schneider wird der Lebensfaden durchgeschnitten, der Musiker pfeift auf dem letzten Loch, der Schriftsteller endet, und wenn der Schornsteinfeger stirbt, so kehrt er nie wieder.

### Was mancher nicht weiß.

**Das Wasser des Roten Meeres.** Durch das schmale Wasser zwischen Afrika und Arabien fahren alljährlich mehrere Hunderttausend Menschen. Der größte Teil von ihnen wird jedoch die Bezeichnung „Rotes Meer“ für dieses für durchaus unzutreffend erklären. Und in der Tat ist es nur verhältnismäßig wenigen vergönnt, die rote Farbe des Roten Meeres wahrzunehmen. Das Wasser ist in Wirklichkeit gar nicht rot, sondern hat eine blaugrüne bis blaue Farbe, die über den Korallenbänken an den beiden Seiten ins grüne übergeht. Bei ganz stillen Wetter indes hat man den eigenartigen, unbergelichen Eindruck, als fahre das Schiff durch ein Blutmeer. Dicht an der Küste ist das Wasser jedoch fast immer rot. Die Ursache ist eine mikroskopische Alge, die oft ganz plötzlich im umgehenden Wasser sich einstellt und sich sowohl im Wasser wie am Strande zeigt. Aber ebenso schnell, wie sie gekommen, verschwindet sie wieder. Diese Erscheinung war bereits den alten Ägyptern bekannt.

**Ein Paradies der Langlebigkeit.** Eine amerikanische Nachrichtenagentur hat in der Nähe der Hauptstadt der Philippinen den Ort Tay-Tay entdeckt, dessen Bewohner ein Durchschnittsalter von 60 bis 70 Jahren erreichen. Das Klima ist sehr gut und die Bewohner beschäftigen sich großer Enthaltsamkeit. Im Jahre 1924 haben 80 Prozent das 70. Lebensjahr, 10 Prozent das 80. und 6 Prozent die Grenze des 100. Lebensjahres überschritten. Zwei Frauen wurden 123 bzw. 129 Jahre alt und ein Mann erreichte sogar das 140. Lebensjahr.

**In der Südfsee** gibt es ein riesiges Seegras, das die gewaltigsten Bäume an Länge übertrifft und häufig mehr als 400 Fuß Ausdehnung hat. Diese Meeresspinnweben sind gewöhnlich der „Seilbann“ genannt, weil große Mengen davon getrocknet und als Seile benutzt werden. Diese unterseeischen Bäume, die manchmal bis zu 6 Fuß im Durchmesser haben, können für die Schifffahrt ein schweres Hindernis sein.

**Heringsfang.** Im Jahre 1910 (nach einer internationalen Statistik) sind von Deutschland, Holland, Großbritannien, den skandinavischen Ländern, Belgien, Frankreich und Finnland rund 1200 Millionen Kilogramm Heringe gefangen worden, die einem Werte von etwa 860 Millionen Mark entsprachen.

### Allerlei.

**Nur Ehemänner, die gewählt haben, bekommen zu essen.** In Edmonton (Kanada) sind die Frauen anscheinend politisch besonders aktiv. Vor einigen Tagen hielten sie nämlich eine Versammlung ab, in der bitterlich über die Wahlmüdigkeit der Männer geklagt wurde. Schließlich kamen die Hausfrauen auf folgenden Ausweg: Sie beschloßen, am nächsten Wahltag ein besonders schmackhaftes Mittagessen zu bereiten, es ihren Ehemännern jedoch erst dann vorzusetzen, wenn sie ihre Wahlpflicht erfüllt hätten.

**Ein See, der bei Regen fällt.** Früher glaubte man, daß alles Wasser in der Erde vom Regenwasser herrühre, heute aber hat man erkannt, daß bei der Bildung des Grundwassers die Kondensation von Wasserdampf in der Erde eine wichtige Rolle spielt. Wie bedeutend dieser Anteil des Wasserdampfes ist, zeigt die merkwürdige Erscheinung eines Sees, dessen Wasserpegel bei Regen fällt. Dieser eigenartige Teich liegt, wie W. Haysbach in den Naturwissenschaften berichtet, dicht bei dem Dorf Quindborn im südsächsischen Holstein; er hat eine Ausdehnung von circa zwei Hektar und besitzt die beträchtliche Tiefe von 21 Meter. Die Wasserstandsabweichungen sind sehr beträchtlich und können über 2 Meter groß sein. Das Auffällige ist nun, daß das Wasser bei trocken warmer Witterung steigt, bei Regen aber fällt. Diese Erscheinung, die den Ortseinwohnern seit langem bekannt ist, läßt sich auf folgende Weise erklären: Der See besitzt weder einen Ausfluß noch sichtbare Zuflüsse; sein Wasserstand ist also hauptsächlich durch den Grundwasserstand der Umgebung bedingt, die aus grobkörnigem Kies besteht. Dieser Kies ist natürlich sehr wasserdurchlässig und zugleich wasserhaltig, so daß der Boden des Sees sehr viel Grundwasser erhält. Da das Wasser des Sees während der wärmeren Jahreszeit bedeutend wärmer ist als das umgebende Erdreich, wirkt es auf den in ihm enthaltenen Wasserdampf sehr abkühlend. Bei andauernd warmem und trockenem Wetter erfolgt eine starke Kondensation dieses Wasserdampfes, dadurch wird der Grundwasserstand erheblich vermehrt und der See zum Steigen gebracht. Bei Kühle und Regen aber fällt der Anlaß zur Kondensation des Grundwassers fort; der See wird infolgedessen nicht von unten her gespeist, und da die oberirdische Speisung durch Regen demgegenüber kaum ins Gewicht fällt, wird der Wasserpegel niedriger. Das Verhalten des Quindborn Sees zeigt also, wie wichtig der Wasserdampf für die Bildung des Grundwassers ist.

### Gebanken-Splitter.

#### Aussprüche von Geume.

Predigt nur immer brav Geduld, so ist die Sklaverei fertig; denn von der Geduld zum Peinliche, daß ihr alle dulden müßt, hat die Gännerlei einen leichten Übergang.

Faulheit und Dummheit und die aus beiden gemischte Frucht sind die Quellen des meisten Unfalls, den Bosheit und Uebermut anrichten. Wo keine Sklaven sind, kann kein Tyrann entstehen.

Faulheit ist Dummheit des Körpers und Dummheit Faulheit des Geistes.

Trübt die Furcht aus, dann ist Hoffnung, daß der gute Geist einziehen werde.

### Betteres.

#### Anekdoten.

Nachzählt von Paul Mayer.

Vor Beginn der Vorstellung warf der Regisseur einen Blick in den Zuschauerraum. Voller Verzweiflung wandte er sich an den Direktor: „Es sind nur 20 Leute drin, sollten wir ihnen nicht lieber das Eintrittsgeld zurückgeben?“ „Das geht nicht, es sind Freibilletts.“

Ein Künstler der Comedie Francaise, der ob seines Geistes bekannt war, sah mit unzufriedenem Gesicht in einem Café. Ein Freund sprach ihn an:

„Was haben Sie denn, Sie sehen ja ganz wütend aus!“

„Ich bin auch wütend..., kennen Sie Wolff?“

„Ja.“

„Ich bin ihm begegnet, wir sprachen vom Theater, und ich lud ihn ein, heute Abend bei mir zu essen.“

„Ra und? ...“

„Das ist eine Ungehörigkeit, eine Unverschämtheit, eine Schamlosigkeit!“

„Wie, hat er Ihre Einladung abgelehnt?“

„Im Gegenteil, er hat sie angenommen!“

„Ich verfluch' Sie nicht!“

„Zum Teufel auch! Als ich ihn einlud, hätte er doch ablehnen müssen... denn eine Höflichkeit ist der anderen wert!“

Zwei Theaterdamen unterhalten sich:

„Ich habe drei Kollern verloren... ein Prinz hat sich um meinetwillen das Leben genommen... ich weiß wirklich nicht, womit ich dem Publikum noch imponieren soll?“

„Versuch's mal durch's Studium deiner Rollen!“

Auf einer Provinzbühne:

Erster Verschwörer: „Sind wir allein?“

Zweiter Verschwörer (einen Blick in den Saal werfend): „Weinabe!“

### Rätsel-Etc.

#### Silbenrätsel

Aus nachstehenden 55 Silben sind 21 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Spruch von Schiller ergeben: an — ce — ch — coln — den — der — e — e — ei — ei — fal — fe — fe — sch — gau — har — her — i — la — le — ler — lin — lip — maru — ort — pie — pold — ran — rei — ri — ort — rüb — pold — ran — rei — ri — rurg — se — se — su — sam — stoff — sus — ta — ta — tat — tel — to — tor — u — u — wal — wan — wisch — (d ein Buchstabe).

Die Wörter haben folgende Bedeutung: 1. Gebirgszug in Amerika; 2. englisch: Grafenschaft; 3. männlicher Vorname; 4. geometrische Form; 5. Jahreszeit; 6. Figur einer Komödie von Shakespeare; 7. Storchennest; 8. Straußennest; 9. Traumbild; 10. Stadt in Thüringen; 11. Spinnenart; 12. Vorstadt von Konstantinopel; 13. russischer männlicher Vorname; 14. Arzt; 15. kaufmännischer Ausdruck; 16. bekannter Läufer; 17. indischer Tänzer; 18. Saiteninstrument; 19. Berg in den Alpen; 20. Ostsee-Insel; 21. mittelalterliches Gericht; 22. Stadt in Sachsen; 23. Verfasser des Romans Den Gul; 24. Voranschlag.